

Professor Dr. Martin Honecker
Predigt über Matthäus 6, 10,
gehalten am 24.08.2008
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde,

Seit ihren Anfängen kennt und begeht die christliche Kirche das *Kirchenjahr*. Im Kirchenjahr wird das Christusgeschehen anschaulich. Dies beginnt mit der Adventszeit, einer Zeit der Erwartung, dann kommt ein erster Höhepunkt Weihnachten, es folgt die Passionszeit mit dem Karfreitag, sodann Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten. Diese altherwürdige kirchliche Tradition, mit deren Hilfe wir uns die Grundaussagen des christlichen Glaubens vergegenwärtigen, wird nun seit längerem überlagert von weiteren Gedenktagen, die nicht altkirchlichen Ursprungs sind. Ich nenne beispielsweise das Reformationsfest, Erntedank, Kirchweihe, Israelsonntag mit dem Gedenken an das Judentum, Sonntage, die der Ökumene, der Mission, der Diakonie, der Verantwortung für die Schöpfung, der Umwelt gewidmet sind. Dazu soll jeweils im Gottesdienst, in der Liturgie und in der Predigt das besondere Anliegen zur Sprache gebracht werden. Die rheinische Landessynode hat nun 1998 vorgeschlagen, den 14. Sonntag nach Trinitatis als Mirjams Sonntag zu begehen. Mirjam ist der hebräische Name für den griechischen Maria. Dieser Sonntag soll unter dem Leitwort stehen „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“. Als Predigtthema und für den Gottesdienst insgesamt ist dieses Jahr vorgeschlagen das Vaterunser „Frauen beten das Vaterunser“! Ich habe mich durchaus gefragt, ob gerade ich mich dieser Herausforderung auf der Kanzel stellen soll oder es nicht doch besser bleibenlasse. Denn ich bin keine Frau, ich bin noch weniger ein Anhänger feministischer Theologie. Die vom Arbeitsheft vorgeschlagene Anrede „Du, Gott, bist uns Vater und Mutter im Himmel“, spreche ich auch nicht nach. Ich bleibe beim gewohnten Vaterunser. Auch die Liturgie, die vorgeschlagen wird, übernehme ich nicht. Der Vorschlag sieht etwa vor, dass zuerst mehrere Frauen als Sprecherinnen ihre Anliegen formulieren, dass dann auf Papierstreifen Namen von Teilnehmerinnen und dann Gottesnamen aufgeschrieben werden und diese dann an einen Zweig gehängt werden, oder dass Körbe mit Brot, Steinen, Trauben aufgestellt werden. Das alles erleben Sie heute nicht. Also hat man dann nicht sozusagen den Bock zum Gärtner gemacht – weder Frau, noch feministische Theologie? Meine persönliche Einstellung verdeutliche ich am besten mit einer Erinnerung. In Korea wurde ich von Theologen oft und regelmäßig gefragt, was ich von der feministischen Theologie halte. Zunächst antwortete ich: nicht viel. Dann aber erlebte und sah ich, wie aufgrund der konfuzianischen Tradition in Korea Frauen übersehen und ganz schäbig behandelt wurden, auch und gerade in der Kirche. Von da an lautete meine Antwort: Die feministische Theologie ist schon wichtig, man muss sie ernst nehmen. In diesem Sinne will ich heute predigen. Und vielleicht ist es auch gut, wenn gerade am Mirjams -sonntag das Anliegen von Frauen in der Kirche von einem angesprochen wird, der nicht aus der Ecke der Vorbereitenden des Mirjams-Sonntags kommt.

So bin ich nachdrücklich und entschieden ein Befürworter der Frauenordination und ich kann und will auch nicht für eine ökumenische Verständigung auf diese verzichten. Außerdem bin ich mir dessen bewusst, dass in der Kirche vieles nicht zustande käme, wenn es nicht den großartigen Einsatz von Frauen geben würde. Das ist nicht nur in der evangelischen Kirche so, sondern auch in der katholischen Kirche, auch wenn diese nur Männer als Amtsträger zulässt. Und in der russisch-orthodoxen Kirche hat das Christentum mehr als 70 Jahre Oktoberrevolution nur überlebt, weil Großmütter den christlichen Glauben weitergaben. Oder ich denke in diesen Tagen an die tapfere Frau Christiane Hummel, die in Tiflis, in Georgien die lutherische Gemeinde mitsamt ihrer Sozialarbeit aufrecht erhält. Also, ohne Frauen geht es in der Kirche nicht, und man sollte dies auch einmal offen aussprechen und würdigen.

Allerdings will ich heute nicht über das gesamte Vaterunser predigen. Das *Vaterunser* ist das Herzstück christlichen Glaubens. Bereits in dem sehr überlegten Aufbau der Bergpredigt bildet es genau die Mitte. Wir sprechen es in jedem Gottesdienst. Über jede Bitte kann man eine Predigt halten, sogar eine recht lange Predigt, Darum will ich mit Ihnen nur über eine Bitte heute nachdenken:

Dein Reich komme

Jeder kennt diese Bitte. Nur drei Worte, aber diese Worte haben es in sich. Um was bitten wir hier eigentlich? Wie stellen wir uns nämlich das *Gottesreich* vor? Das ist umstritten. In der Geschichte der Auslegung hat es ganz unterschiedliche Vorstellungen gegeben: Das Reich Gottes kann ganz irdisch, als Reich auf Erden, aber auch rein jenseitig, als ein Reich jenseits unserer Welt, im Himmel verstanden werden. Man kann es als gegenwärtig denken, aber auch als ganz und gar noch zukünftig. Und man kann es so verstehen, dass es unsere Aufgabe als Christen ist, das Reich Gottes zu bauen und aufzurichten, wir sollen also für das Gottesreich arbeiten, uns anstrengen; aber man kann auch betonen, dass das Reich Gottes *allein* Gottes Werk sei, zu dem Menschen gar nicht dazutun können. Die *Alternativen*, diesseitig oder jenseitig, gegenwärtig oder zukünftig, menschliche Aufgabe oder Wunder des Eingreifens und Handelns Gottes können dabei miteinander verbunden werden. Die Geschichte der Kirche, ja die Geschichte der christlichen Welt insgesamt bietet überdies Beispiele, wie verschieden das Gottesreich verstanden wurde. Im Judentum zur Zeit Jesu wurde um das Kommen der Gottesherrschaft gebetet. Die Gebetsbitte lautet: Es komme dein Reich und es vergehe die Welt. Also ganz zukünftig. Als durch Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion geworden war, gab es auf einmal Stimmen, die meinten, jetzt sei das Reich Gottes in der Kirche gegenwärtige Wirklichkeit geworden. Immer wieder gab es ferner Bewegungen, die darauf gerichtet waren, das Reich Gottes auf Erden zu errichten. Der eine oder die andere erinnert sich vielleicht an den Versuch der Wiedertäufer in Münster eine Herrschaft der Erwählten zu errichten und das Reich Gottes auch mit Gewalt durchzusetzen. Der Versuch scheiterte und endete in Blutvergießen mit einer Katastrophe und mit dem Untergang derer, die das Reich Gottes irdisch verwirklichen wollten. Vielleicht meinen wir, seit der Aufklärung sei die Zeit solche christlicher Bemühungen vorbei. Bei genauem zusehen zeigt sich freilich das Gegenteil: Vor 200 Jahren meinte ein Philosoph (Friedrich Schlegel): „Der revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren, ist...der Anfang der modernen Geschichte.“ Und ein evangelischer Theologe (Richard Rothe) schrieb Mitte des 19. Jahrhunderts: „Ich lebe allerdings der festen Überzeugung, dass dem Reiche Christi die Erfindung der Dampfwagen und Schienenbahnen eine weit bedeutendere positive Förderung gebracht hat als die Ausklügelung der Dogmen von Nicäa und Chalcedon.“ In der Moderne kommt die alte Erwartung eines Reiches Gottes auf Erden nämlich auf einmal ganz weltlich, säkularisiert daher. Ich erinnere nur an die kommunistische Verheißung eines Reiches der Freiheit. Oder ich rufe ins Gedächtnis, welche Heilserwartungen der Nationalsozialismus mit dem Dritten Reich verbunden hatte. Der Gedanke des Reiches Gottes wird in dieser Vorstellung zu einem irdischen Paradies. Aber ist denn das Reich Gottes dasselbe wie unsere menschlichen Vorstellungen von einem Idealzustand der Welt und identisch mit sehr menschlichen Zielen und Wünschen? Es ist doch im Gegenteil so, dass die gescheiterten Versuche, die solche Ziele nur mit Gewalt und mit der Unterdrückung der Gegner durchsetzen konnten, zeigt, wie gefährlich der Wahn ist, so etwas wie ein Gottesreich könne auf Erden errichtet werden, wenn sich die Menschen nur entsprechend dafür einsetzen. Jesus selbst warnte schon vor denen, die dem Reiche Gottes Gewalt antun und es als Gewalttätige an sich reißen wollen (Matthäus 11, 12). Hat darum die ganz andere Vorstellung, das Reich Gottes sei nur rein jenseitig, ein völlig inwendiges, geistliches Gut, recht? Jesus selbst antwortet eben auf die Frage des Pilatus nach seinem Reich „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Johannes 18, 36). Und Bibelausleger, Exegeten haben außerdem die These aufgestellt, zwar habe Jesus den nahen Anbruch des Reiches Gottes, den Einbruch der endgültigen Herrschaft Gottes für seine Zeit und Gegenwart verkündigt. Aber darin habe er sich getäuscht. Die Geschichte geht doch weiter, wir warten immer noch auf das Reich Gottes! Ein französischer Theologe (A. Loisy), der wegen dieser Aussage von Rom exkommuniziert wurde, formulierte einprägsam: Jesus erwartete das Reich Gottes, gekommen ist freilich die Kirche. In der Tat: Die Kirche ist nicht das Reich Gottes. Kirchen sind – auch – sehr irdische Gebilde und Einrichtungen. Das trifft zu für Rom, für die byzantinische Reichskirche und genauso für jede evangelische Landeskirche. Das Reich Gottes hebt vielmehr alle Kirchengrenzen auf und sprengt sogar die sonstigen Grenzen, die unter Menschen bestehen. Darum beten wir nach wie vor in jedem Gottesdienst „Dein Reich komme“ und blicken damit hinaus über die sichtbaren Kirchen.

In welche Verlegenheit bringt uns damit die Alternative diesseitig oder jenseitig, gegenwärtig oder zukünftig, das Reich Gottes als menschliche Aufgabe oder als alleinige Tat Gottes! Können wir denn über das Reich Gottes überhaupt etwas Verlässliches und Brauchbares sagen? Ich habe ja aus der langen Geschichte der Kirche nur einige wenige Beispiele für unvereinbare Vorstellungen beigebracht. Die zweitausendjährige Kirchengeschichte ist doch durchzogen um das Ringen um die richtige Erwartung des Reiches Gottes. Müssen wir es also bei der Feststellung und Beobachtung von Gegensätzen und Alternativen bewenden lassen?

Zum Glück müssen wir das nicht. Denn einen ganz wesentlichen Punkt habe ich bislang übergangen. Die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes erfolgt im *Gebet*. Das Gebet ist ein Reden des Herzens mit Gott. Man kann das menschliche Herz, oder wenn man es anders sagen will die Seele, vergleichen mit einer Burg, einer inneren Burg. In der Mitte dieser inneren Burg wohnt Gott und ist er anzutreffen. Daher können wir vom Reich Gottes nur angemessen und zutreffend reden, wenn wir um sein Kommen beten. Martin Luther legt deswegen die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes so aus: „Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von ihm selbst, aber wir bitten in diesem Gebet, dass es auch zu uns komme.“ Allerdings beten wir nicht: „lass mich in die Reich kommen“, also bloß um unser eigenes Seelenheil, sondern wir beten umfassender: „Dein Reich komme“. In dieser Bitte berührt sich unsere Lebenswirklichkeit mit dem, was wir von Gott erwarten und erbitten. Wir bitten um die Heiligung seines Namens, d.h. darum, dass Gottes Handeln öffentlich und erkennbar in der Welt werde, dass sein Wille geschieht und eben dass sein Reich kommt. Diesseits und Jenseits, Gegenwärtiges und Zukünftiges werden in dieser Bitte eins. Und dann bilden auch unser menschliches Tun und göttliches Wirken keinen Gegensatz, keine Alternative. Ein verbreiteter Einwand gegen das Beten besteht ja darin, dass das Gebet Menschen untätig, passiv mache. Man würde dann auf Gott und seine Hilfe warten, statt selbst aktiv zu werden. Andere denken umgekehrt, solange man noch irgendetwas tun könne, müsse man doch nicht beten. Man betet dann erst, wenn man gar nicht mehr weiter weiß Gebet und Handeln, das Anrufen Gottes und unser eigenes Tätigwerden und Tätigsein brechen darüber auseinander. Das Vaterunser hält dagegen beides zusammen, unsere Aktivität und Gottes Verheißung. Wer betet, nimmt nämlich die Grenzen seiner eigenen Handlungsmöglichkeiten wahr. Und gleichzeitig ist er dazu angehalten, in diesen Grenzen seiner Möglichkeiten das zu tun, was zu tun möglich und notwendig ist.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, Über alle diese Überlegungen zum richtigen, zum christlichen Verständnis des Reiches Gottes scheint das Anliegen des Mirjamsonntags, die *Geschlechterperspektive* gänzlich aus dem Blick entschwunden zu seine. Gerade das aber ist nicht beabsichtigt. Vielmehr veranlasst uns die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes dazu, einerseits unsere Lebenswirklichkeit mit dem Glauben zusammenzusehen, andererseits zwischen dem zu unterscheiden, was menschliche Aufgabe ist, und dem, was Gottes Werk ist. Der Apostel Paulus mahnt und erinnert nämlich: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist.“ (Römer 14, 17). Und hierher gehört auch, was Jesus auf die Frage nach der Art und Weise der Auferstehung seinen Kritikern geantwortet hat: In der Auferstehung wird nicht mehr geheiratet, sondern die Auferstandenen sind wie die Engel im Himmel (Markus 12, 25). Ein Abglanz und Vorschein solcher Relativierung und Aufhebung irdischer Gegensätze und Unterschiede in der endgültigen Gottesherrschaft sollte jedoch schon in der Kirche sichtbar werden. Darum schreibt der Apostel Paulus, für Christen, die durch den Glauben an Jesus Christus zu Kindern Gottes wurden, gelte: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allemal eins in Christus Jesus.“ (Galater 3, 18) Eine derartige Glaubensaussage veranlasst, über Gegensätze, Unterschiede, Geschlechterdifferenzen, traditionelle Vorstellungen in der Kirche immer wieder neu nachzudenken und dabei zu prüfen, ob sie haltbar sind. Gewiss und unübersehbar, auf Erden gibt es eben Unterschiede, unterschiedliche Begabungen, unterschiedliche Wünsche und Erwartungen, unterschiedliche Rollen. Das ist überhaupt nicht zu bestreiten. Wir sind noch nicht im Reich Gottes – oder anders gesagt: wir leben weder im Paradies noch in der ewigen Seligkeit, die nach Worten der Kirchenväter in der dauernden Anschauung Gottes besteht. Wir leben nach wie vor auf Erden. Und darum haben wir um das tägliche Brot zu bitten, um die

Vergebung der Schuld, darum, nicht in Versuchung geführt, sondern vom Bösen erlöst zu werden. Das gehört zur Lebenswirklichkeit. Zum Leben im Glauben gehört freilich genauso das Vertrauen, die Zuversicht, dass mitnichten alles so bleiben muss und darf, wie es ist, sich also nichts ändern soll. Im Gegenteil. Wer um die Hoffnung des Glaubens bittet, betet auch um die Kraft der Liebe und um Erkenntnis dessen, was nach Gottes Willen nicht sein soll. Dazu gehört dann auch die Benachteiligung und Diskriminierung von Frauen in Gesellschaft und Kirche, die zu überwinden ist. Dazu gehört ein Gespür für die oft nicht erkannte, übersehene, vergessene, weil verborgene Leistung von Frauen an vielen Stellen. Dazu gehört auch das Bemühen um eine frauengerechte Sprache. Ich übersehe keineswegs, dass es bei der Einforderung einer frauengerechten Sprache gelegentlich auch zu Übertreibungen und zu seltsamen Sprachblüten gekommen ist und kommt. Aber das wird nicht auf die Dauer Bestand haben, nicht zuletzt wegen des Einspruchs von Frauen selbst. Und dabei gibt uns der Ausblick auf die Verheißung des Reiches Gottes Mut. Dazu ermutigt und ermächtigt uns die zweite Vaterunserbitte. Denn Jesus selbst lehrte in der Bergpredigt seine Jünger: "Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird auch alles andere zufallen." (Mathäus 6, 33) Das Andere, das Übrige ist nicht belanglos. Aber den entscheidenden Maßstab setzen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. An diesem Maßstab orientieren sich Christen und messen daran ihr Leben, wenn wir sprechen: „Dein Reich komme.“ Amen